

Hans Christoph Buch  
Kulturschock China  
Oder: Wie ich die Grosse Mauer erklimm  
Erzählungen und Essays

*In memoriam Kenneth Rexroth*  
(1905 – 1982)

Hans Christoph Buch  
**Kulturschock China**  
**oder: Wie ich die Grosse Mauer erklimm**  
Erzählungen und Essays

**BACOPA VERLAG**

Alle Rechte, insbesondere die des Nachdrucks, der Übersetzung, des Vortrags, der Radio- und Fernsehsendung und der Verfilmung sowie jeder Art der fotomechanischen Wiedergabe, der Telefonübertragung und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen und Verwendung in Computerprogrammen, auch auszugsweise, vorbehalten.

© 2019, BACOPA VERLAG  
4521 Schiedlberg/Austria  
Telefon: +43(0)7251-22235  
E-Mail: [office@bacopa.at](mailto:office@bacopa.at), [verlag@bacopa.at](mailto:verlag@bacopa.at)  
[www.bacopa.at](http://www.bacopa.at)

Fotos von H.C. Buch: Bildbearbeitung Etna Ruf

Printed in the European Union

ISBN 9783903071704  
1. Auflage 2019

»Wenn man mich auffordert, mein Leben für die Revolution zu opfern, wage ich es nicht, nein zu sagen. Aber wenn man mich einlädt, mich zu setzen und Tee zu trinken, fühle ich mich wohler.«

*Lu Xun*



## *Inhalt*

Vorspann – 8

Doppelglück oder: Wer nichts tut, erreicht alles – 13

Wie ich die Große Mauer erklimmte: Eine Postkarte aus Peking – 40

Morgenblüten, abends gepflückt: Hommage an Su Dongpo – 43

Il Milione oder: Marco Polos Vermächtnis – 71

Schlanker Weiden Haargezweige: Goethe und die Folgen – 76

Asiatische Despotie: Anmerkungen zu einer Denkfigur – 91

Wang Shiwei oder: Die Lilien auf dem Felde – 103

Beiläufiges im Lampenschein: Von Lu Xun zu Bei Dao – 129

Klara Blum oder: Der Hirte und die Weberin – 142

Von Urumqi nach Kashgar: Chinas wilder Westen – 167

Der Flieger von Tsingtau: Eine wahre Geschichte – 172

Sadismus, Sex und Schadenfreude: Chinesische Faits divers – 200

Die Reise Nach Osten: Ein Paradigmenwechsel – 205

Lost in Translation: Rückblick und Ausblick – 231

Danksagung – 239

Nachwort von Wolfgang Kubin – 241

## VORSPANN

### 1

China ist ein Paralleluniversum, das uns gleichzeitig vertraut und irritierend fremd erscheint, eine Zivilisation, die anders tickt als die westliche, obwohl zentrale Bestandteile unserer Kultur aus China stammen und von dort nach Europa exportiert wurden. Damit sind nicht nur Seide und Porzellan gemeint, die schon im Altertum auf Karawanenstraßen nach Ägypten, Rom und Byzanz gelangten, sondern auch Schießpulver, das für Feuerwerke verwendet wurde, bevor es militärischen Zwecken diente. Bis heute werden zu Geschäftseinweihungen, am *Money Luck* oder *Tomb Sweeping Day*, um böse Geister zu verjagen, Raketen und Böller abgebrannt. Aber auch der Buchdruck und das Papiergeld stammen aus China, dessen Schrift wie das Runenalphabet aus Orakelzeichen entstand; das deutsche Wort Buchstabe erinnert an den vergessenen, magischen Ursprung der Schrift.

Schon in der Tang-Dynastie oder noch früher, zur Zeit der Han-Kaiser, die das Reich einigten, existierte in China ein weitverzweigtes Straßen- und Wegenetz mit Poststationen, an denen frische Pferde bereitstanden, um Waren zu transportieren und Nachrichten in kürzester Zeit in entlegene Provinzen zu übermitteln. Berge und Hügel wurden terrassiert, Dämme und Kanäle gebaut, Flüsse eingedeicht und von Brücken überwölbt, deren Architektur sich 2000 Jahre lang kaum verändert hat. Die unterirdischen Bewässerungsanlagen in Wüstenstädten wie Turfan und Kashgar sind noch älteren Datums. Als unsere Vorfahren noch auf Bärenfellen lagen, existierte in China bereits ein ausgefeiltes Verwaltungs- und Meldesystem, das Einheimische wie Ausländer erfasste, Fernhändler und Kaufleute zumeist, die in eigenen Stadtvierteln wohnten – ein frühes Beispiel der Globalisierung, wenn man so will. Um dem Zensus die Arbeit zu erleichtern, hing an jedem Haus eine Liste mit Namen und Anzahl der

steuerpflichtigen Bewohner, und um gegen Hungersnöte gewappnet zu sein, wurde Reis in Vorratsspeichern gelagert. Dazu herrschte Religionsfreiheit; Christen, Juden und Muslime hatten eigene Gebetshäuser. Im 18. Jahrhundert hat dies den Mythos befördert, China sei ein aufgeklärtes Land ohne Vorurteile, was nicht ganz stimmt, denn die Mandschu-Kaiser zwangen die Han-chinesischen Untertanen, zum Zeichen ihrer Unterwerfung Zöpfe zu tragen. Lu Xuns berühmte Erzählung *Die wahre Geschichte des A Q* berichtet davon. Dass China über kurz oder lang die fremden Eroberer absorbierte, dass und wie Hunnen, Mongolen und andere Reiternomaden die Kultur der Besiegten übernahmen, steht auf einem anderen Blatt. Nur westliche Barbaren, sprich Seefahrer aus Europa, widersetzten sich der Anpassung an den chinesischen Way of Life, der wie der amerikanische nicht standortgebunden ist und überallhin transplantiert werden kann. Die weltweite Verbreitung chinesischer Restaurants ist ein Beispiel dafür; auch Chinas Schrift ließ sich problemlos auf anders strukturierte Sprachen wie Japanisch oder Koreanisch übertragen, notfalls auch auf Deutsch, weil sie nur die Bedeutung, aber nicht den Klang der Wörter fixiert. Dass die Ming-Dynastie riesige Handelsschiffe besaß, die nach Afrika und vielleicht sogar bis Amerika gelangten, steht auf einem anderen Blatt. Doch der Admiral der Flotte, Zheng He, ein Eunuch muslimischen Glaubens, fiel am Kaiserhof in Ungnade, und der Sieg der Landpartei über die Seepartei hat Chinas koloniale Expansion im Keim erstickt.

## 2

*Asien gründlich verändert*: So titelte Egon Erwin Kisch 1932, und seitdem hat China mindestens drei Revolutionen durchlebt: Vom Bürgerkrieg zwischen Kommunisten und Guomindang über den antijapanischen Kampf bis zur Gründung der Volksrepublik 1949, und vom Großen Sprung nach vorn bis zur Kulturrevolution, die Millionen

## 9

Tote forderte. Und weiter zu den Reformen von Deng Xiaoping, deren fünfte und letzte, die Reform des politischen Systems, bis heute aussteht. Stattdessen wurde der Studentenprotest auf dem Platz des Himmlischen Friedens von Panzern niedergewalzt, und Dissidenten wie Liu Xiaobo, Verfasser des regimekritischen Manifests 2008, werden gnadenlos verfolgt und unterdrückt. Erst als er im Gefängnis verstarb, ließ die Regierung seine Witwe ausreisen, anders als bei Ai Weiwei, der, zu prominent, um ein Exempel zu statuieren, im In- und Ausland künstlerische Narrenfreiheit genießt. Die Ungleichbehandlung von Dissidenten und Oppositionellen, die in China wie anderswo untereinander zerstritten sind, ist ein Kennzeichen und eine erprobte Taktik totalitärer Regimes. Trotzdem ist es falsch, die Volksrepublik, in der rote Fahnen nur noch auf Baukränen wehen, gleichzusetzen mit einer stalinistischen Diktatur wie Nordkorea, der letzten Bastion asiatischer Despotie. Der Sozialismus mit chinesischem Gesicht, wie das derzeitige Gesellschaftssystem offiziell heißt, ist ein Turbo-kapitalismus schlimmster Art, der die neureiche Nomenklatura noch reicher und die Armen noch ärmer macht wie bei der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals. Damit ist das Millionenheer der Wanderarbeiter gemeint, die ein Stück Ackerland – oder den Anspruch darauf – für einen Apfel und ein Ei verkaufen und von einer Großbaustelle zur nächsten ziehen, um für Hungerlöhne zu arbeiten, ohne das nur Städtebewohnern zustehende Recht auf Altersrente, Krankenversorgung und Schulbesuch. Die mit Sack und Pack umherziehenden Wanderarbeiter sind die Verlierer der Modernisierung, deren Gewinner eine sich herausbildende neue Mittelschicht ist, ganz zu schweigen von Oligarchen und Milliardären, die es nicht nur in Russland gibt, sondern auch hier. Die Parteiführung gibt keinen Millimeter ihres Machtanspruchs preis und geht brutal gegen nationale Minderheiten oder Oppositionelle vor, die sich auf in der Verfassung verbrieft Rechte berufen; Freiheit gewährt sie höchstens in Teilbereichen und stets nur auf Widerruf. Was den aus allen Nähten platzenden Großstaat zusammenhält, ist die Partizipation am neugeschaffenen Reich-

tum – der Mehrheit der Chinesen geht es besser als je zuvor – und die Angst vor dem Zerfall des Reichs: Die Bürgerkriege in Ex-Jugoslawien und das Auseinanderdriften der früheren Sowjetunion stehen der Führung als Menetekel vor Augen. Dass es Chinas KP gelang, solche Fehlentwicklungen zu vermeiden, rechnet man ihr hoch an, trotz gravierender Defizite in Sachen Meinungsfreiheit und Umweltschutz. Die Tragödie auf dem Platz des Himmlischen Friedens wird ebenso totgeschwiegen wie die Gewaltexzesse der Kulturrevolution – beides kommt in der offiziellen Geschichtsschreibung nicht vor. Vor diesem Hintergrund wird die marxistische Ideologie zum bloßen Lippenbekenntnis, ähnlich wie der Slogan, die Politik des Vorsitzenden Mao sei zu siebzig Prozent richtig gewesen und zu dreißig Prozent falsch, was immer das heißen soll.

### 3

Seit ich die Volksrepublik China auf Einladung des Schriftstellerverbands 1985 erstmals besuchte, bin ich immer wieder dorthin gereist und habe als *Writer in Residence* oder als Gastdozent mehrmonatige Aufenthalte in Hongkong, Hangzhou, Peking, Schanghai und Qingdao absolviert, wo ich deutsche Literatur und kreatives Schreiben lehrte. Auf meinen Reisen lernte ich prominente Schriftsteller kennen: Von Ding Ling, der großen alten Dame der chinesischen Literatur, und Ex-Kulturminister Wang Meng bis zu dem bekannten Romancier Yu Hua und zu «obskuren» Dichtern wie Bei Dao und Yang Lian, die nach der Zerschlagung der Demokratiebewegung Peking verließen, später aber zurückkehrten, obwohl ihre Werke in China nur gekürzt und verstümmelt erscheinen. Hier ist nicht der Ort, meine Begegnungen und Gespräche mit regimetreuen Autoren, Dissidenten und Oppositionellen im Einzelnen zu schildern. Die waren ebenso lehrreich wie der Meinungs-austausch mit Studierenden, die wissen wollten, was auf dem Platz des Himm-

lischen Friedens und während der Kulturrevolution wirklich passiert war. Doch nur im privaten Kreis, unter konspirativen Umständen, war es möglich, diese und andere Tabuthemen anzusprechen.

Die im vorliegenden Buch gesammelten Erzählungen und Essays aus und über China erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit, geschweige denn Objektivität. Im Gegenteil, sie sind unsystematisch und subjektiv bis zur Beliebigkeit wie die Anlässe, denen sie ihre Entstehung verdanken. Trotzdem oder gerade deshalb, so hoffe ich, ergeben sie zusammengenommen ein pointilistisches Gemälde, das den Betrachter ebenso charakterisiert wie die darin porträtierte Welt – der kritische Blick schließt beide Seiten mit ein.

PS

Chinas permanente Revolution begann am 4. Mai 1919 mit Protesten gegen den Versailler Vertrag, der Japans Gebietsansprüche anerkannte, statt, wie versprochen, die Mandschurei an China zurückzugeben. Nach seiner gewaltsamen Niederschlagung weitete der Studentenprotest sich zur Reformbewegung aus und leitete einen Modernisierungsschub ein, wie Japan ihn während der Meiji-Reformen erlebt hatte: Reform der Sprache, der Schrift, der Familie und der Erziehung – in dieser Reihenfolge. Eine Kulturrevolution, die diesen Namen wirklich verdient, weil sie die aus dem Konfuzianismus ererbte Unterordnung der Frau unter den Mann, des Kindes unter die Eltern und des Individuums unter das Kollektiv in Frage stellte. Diese Tendenzen verdichteten sich im Werk von Lu Xun, der in Japan Medizin studierte, bevor er den Grundübeln der chinesischen Gesellschaft mit literarischen Mitteln zu Leibe rückte. *Der Einsturz der Lei-Feng-Pagode* – so hieß eine von mir herausgegebene und übersetzte Auswahl seiner Essays, die in einer Vitrine des Lu Xun-Museums in Peking verstaubt, und das 1973 bei Rowohlt erschienene Buch verschaffte mir Jahre später eine Einladung des chinesischen Schriftstellerverbands.

## DOPPELGLÜCK ODER: WER NICHTS TUT, ERREICHT ALLES

### 1

Stellen Sie sich vor, lieber Leser, es ist ein Uhr früh und Sie sind soeben in Peking gelandet, ohne des Chinesischen mächtig zu sein und ohne zu wissen, wer oder was Sie dorthin verschlagen hat. So ähnlich erging es mir, dem Literaturkritiker P. Schlehmil und meinem Freund, dem Schriftsteller H. C. Buchmeister, als wir, umlagert von heftig schwitzenden und schwatzenden Chinesen in Pelzmützen und Parteiuniformen, die Mikrowellenherde, Kühlschränke und Farbfernseher auf den Schultern trugen, erschöpft und übernächtigt von dem zehnstündigen Flug von Frankfurt über Zürich nach Qatar, wo wir vergeblich Whisky zu kaufen versuchten, und weiter in 15.000 Metern Höhe über den Himalaya, wo wir den Kampf um mehr Ellbogenfreiheit aufgaben und die Armlehnen den Zentimeter um Zentimeter näher heranrückenden Sitznachbarn überließen, in Peking landeten. Der Flughafen der chinesischen Hauptstadt ähnelte zu dieser nachtschlafenen Zeit einem hunnischen Heerlager: Kameltreiber aus der Wüste Gobi schnarchten um die Wette mit Schafhirten aus der inneren oder äußeren Mongolei, ein Mönch aus Tibet hatte es sich neben einem Nomaden aus Xinjiang bequem gemacht, der auf einem ausgerollten Gebetsteppich schlief – das Thema Teppiche wird uns später noch beschäftigen – und niemand – weder die hinter Brillengläsern blinzelnde Beamtin, die einen Einreisestempel in meinen Pass drückte, noch ein Soldat der Volksarmee, den ich auf Russisch anredete – schien einer mir bekannten Sprache mächtig zu sein. Der Soldat zuckte mit den Schultern, doch ich war mir nicht sicher, ob diese Geste im Reich der Mitte dasselbe bedeutet wie bei uns, da sah

ich, durch eine dunkel getönte Scheibe hindurch, den silbern blitzenden Stern einer Mercedes-Limousine, der, wie einst der Stern von Bethlehem, eine frohe Botschaft verkündete; ich gab Buchmeister ein Zeichen, und bevor der Chauffeur den Wagenschlag schließen konnte, hatten wir auf dem Rücksitz Platz genommen, neben einem Herrn mit Nickelbrille, der, in der Annahme, wir seien die Räuber vom Liang-Shan-Moor, seinen Managerkoffer mit beiden Armen fest umschlang. Das Missverständnis war schnell aufgeklärt, und eine halbe Stunde später betraten wir die Halle des Hotels für nationale Minderheiten, an dessen Bar die trinkfeste Hella Jakobs, das einzige weibliche Mitglied unserer Delegation, zusammen mit einem Dolmetscher namens Wuwei seit Stunden auf uns wartete; der vierte im Bunde, der Bielefelder Strukturalist Arnold Henkel, schlief bereits.

Das Kompositum Wuwei (mit aufsteigendem Akzent auf der ersten und abfallendem auf der zweiten Silbe) bedeutet Nichtstun oder Nullbock, doch unser Dolmetscher hielt sich nicht daran. Den bekannten Spruch von Lao Zi: «Wer nichts tut, erreicht alles», hatte er in sein Gegenteil verkehrt und das im Verlag für fremdsprachige Literatur erschienene chinesisch-deutsche Wörterbuch von der ersten bis zur letzten Eintragung auswendig gelernt. Sein Deutsch war abominabel, denn obwohl er alle dort verzeichneten Vokabeln, von Aalräucherei bis Zylinderstift, wie ein Automat herunterrasseln konnte, brachte er keinen verständlichen Satz hervor; der Sinn dessen, was er sagen wollte, blieb sein persönliches Geheimnis, weil er nur die Wörter, nicht aber deren Gebrauch studiert hatte. Trotzdem machte Wuwei uns mit Hellas Hilfe klar, dass das Hotel, in dem wir logierten, in den fünfziger Jahren in Zwangsarbeit errichtet worden war von chinesischen Schriftstellern, die den Aufruf der Partei: «Lasst hundert Blumen blühen und hundert Denkschulen miteinander wetteifern», allzu wörtlich genommen hatten; vielleicht hatte man es deshalb Hotel für nationale Minderheiten, chinesisch Minzu, getauft, ein passender Name für das kleine Völkchen der Literaten, dem auch wir angehörten. Beim morgigen Empfang des Schriftstellerverbands würden einige der

Autoren, die als Mitglieder einer Arbeitsbrigade Mörtel angerührt und Sand geschippt hatten, unsere Gastgeber sein; die Partei hatte die schwarzen Schafe rehabilitiert und reumütig in ihre Reihen aufgenommen; sogar die Kurzgeschichten und Gedichte, um deren willen man sie zur Zwangsarbeit oder Verbannung verurteilt hatte, wurden mit dreißigjähriger Verspätung gedruckt, denn die Große Proletarische Kulturrevolution gehörte ebenso der Vergangenheit an wie der Große Sprung nach vorn, und an Stelle des Kampfes gegen die Viererbande hatte die Partei die Losung der Vier Modernisierungen ausgegeben: Modernisierung der Wirtschaft, der Wissenschaft, der Armee und der Kultur – in dieser Reihenfolge. Und es schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein, bis der frische Wind der Reform unfähige Funktionäre aus ihren Ämtern fegen und die überalterte Führung der Partei ihre eigene Abdankung beschließen würde. So etwa hat Hella Jakobs uns die Geschichte erzählt, während draußen der Morgen dämmerte, in dessen von Kohlenstaub gefiltertem, trübem Licht Millionen Radfahrer mit Mullbinden vor den Gesichtern zur Arbeit aufbrachen. Der Dolmetscher war zu Bett gegangen, und der Barmann räumte gähnend die Gläser weg und trug Frühstücksgeschirr auf, als wir uns endlich in unsere Zimmer verfügten.

## 2

«Die Chinesen nummerieren alles», sagte der Strukturalist aus Bielefeld und stützte sich schwer atmend auf die Tischplatte, nachdem er einen weiteren Moutai-Schnaps heruntergekippt und mit Laoshan-Mineralwasser nachgespült hatte – ich selbst trank dünnen Jasmintee, während Buchmeister sich ein Tsingtao-Bier genehmigte. Wir saßen in der Bar des Hotels für nationale Minderheiten und rekapitulierten zu dritt – Hella Jakob schlief im Hotelzimmer ihren Rausch aus – die Gespräche, die wir von frühmorgens bis spätabends mit unseren chinesischen Kollegen geführt hatten. Abgesehen davon,

dass wir uns ihre Namen nicht merken konnten, wussten wir nicht, ob es sich um Verbandsfunktionäre oder Literaten handelte – eine Unterscheidung, die hierzulande nicht galt. Unsere Gesprächspartner trugen Mäntel und Hüte, während sie uns in Ledersesseln an Konferenztischen gegenüber saßen; es war bitterkalt, aber der Clubraum des Schriftstellerverbands blieb ungeheizt, denn in Peking war Energiesparen angesagt. Um gegen die kapitalistische Konkurrenz zu bestehen, musste nicht nur die Arbeiterklasse, sondern auch die Intelligenz auf liebgewordene Privilegien verzichten: die einzige Wärmequelle war grüner Tee, der ständig unaufgefordert nachgeschenkt wurde, und der süßliche Rauch chinesischer Zigaretten, der wie aus den Schloten eines Kohlekraftwerks aus Mündern und Nasenlöchern unserer Gesprächspartner quoll. Durch den nikotinhaltigen Nebel, der die chinesischen Freunde meinen forschenden Blicken entzog, blinkte das dünne Eis eines schon in der Ming-Dynastie besungenen Sees, auf dem sich schnatternde Enten tummelten, die zu zäh waren, um zu Peking-Enten verarbeitet zu werden, wie die Gastgeber uns mit drastischen Gesten erklärten. Das Problem war nicht die Kälte, gegen die ich mich mit Schal und Pullover wappnete, sondern die chinesische Sprache, die ein Buch mit sieben Siegeln blieb, obwohl oder weil jeder Satz, den unsere Gesprächspartner sagten, Wort für Wort übersetzt wurde. Was zum Beispiel war von folgender Mitteilung zu halten: «Sie stellt dar, wie junge Menschen sich um die Liebe bemühen, sie befasst sich mit Hochwasser und schreibt über Kunstgestalten im Leben. Ihr bekanntestes Werk heißt *Kleine Tante im Pflaumengarten*. Das Buch enthält Tatsachen und heiße Gefühle. Nur jemand, der mitten im Leben steht, kann solch ein wertvolles Werk verfassen. Die Heldin des Romans geht in die Produktion und arbeitet als Direktorin einer Kugelschreiberfabrik.»

War das nun linguistischer Galimathias oder authentischer Ausdruck einer fremden Kultur? «Alles Unsinn», sagte der Strukturalist aus Bielefeld und schlug mit der Faust auf den Tisch, nachdem er sich einen weiteren Moutai-Schnaps hinter die Binde gegossen hatte. «Die

Chinesen sind Zahlenmystiker, sie nummerieren alles. Denken Sie nur an die Bewegung der fünffachen Anständigkeit, der vierfachen Schönheit und der dreifachen Liebe – zum Vaterland, zur kommunistischen Partei und zum Staat. Nach Maos Tod hat der neue Vorsitzende Deng die Liste der neun Feinde aus der Kulturrevolution: Großgrundbesitzer, Großbauern, Konterrevolutionäre, schlechte Elemente, rechte Elemente, Agenten ausländischer Mächte, Renegaten, Machthaber, die den kapitalistischen Weg gehen und stinkende Intellektuelle, auf fünf reduziert, von denen zwei Haupt- und drei Nebenfeinde sind. Ich weiß, wovon ich spreche, denn ich war 1976 schon einmal hier, zur Zeit der Wunden- und Narbenliteratur, die von der Kulturrevolution geschlagene Wunden heilte. Damals waren westliche Werte verpönt. Jetzt wird alles, was aus dem Westen kommt, als Offenbarung aufgenommen.»

«Dong fang hong – Der Osten ist rot!» rief Buchmeister, der keine Gelegenheit ausließ, die drei oder vier chinesischen Parolen an den Mann zu bringen, die er als maoistischer Student auswendig gelernt hatte, ohne zu begreifen, welche Zumutung das für die Gastgeber war: Zum einen, weil sie ihn nicht verstanden – um Mandarin-Worte korrekt auszusprechen, brauchst du ein absolutes Gehör, und Buchmeister war nicht bloß unmusikalisch, sondern schwerhörig obendrein. Noch dazu handelte es sich um Slogans aus der Kulturrevolution, die bei unseren Gesprächspartnern schmerzhaft Erinnerungen wachriefen – so als wolle man einen KZ-Überlebenden mit *Heil Hitler* begrüßen. «Ganbei!» Buchmeister bestellte Bier und hob sein Glas, um mit Wuwei auf die Gesundheit des Vorsitzenden Mao anzustoßen. Der Dolmetscher wurde blass unter seiner olivgrünen Haut. Obwohl Mao Zedong, wie er neuerdings hieß, auf dem Platz des Himmlischen Friedens unter einem Glassturz aufgebahrt lag, war der Name des Großen Vorsitzenden noch immer ein Sakrileg, und wer mit dem toten Mao seine Späße trieb, riskierte zwar nicht sein Leben, aber doch seinen Job. Zum Glück trat in diesem Augenblick die Dichterin Hella Jakobs auf den Plan, deren Erscheinen dem Gespräch eine neue Wendung gab. Der Strukturalist aus Bielefeld winkte den Kellner heran, und trotz

meines Protestes wurden alle Gläser mit Moutai-Schnaps nachgefüllt. «Ich stehe auf dem Dach der Welt und sehe den Himmel nicht!» rief Hella Jakobs, nachdem sie den wie Leichengift schmeckenden Schnaps heruntergekippt hatte, in dem, wie Wuwei erläuterte, als Symbol der Langlebigkeit eine Eidechse schwamm. Vielleicht war er deshalb so teuer – eine Flasche Moutai kostete das Monatsgehalt eines Facharbeiters, der hierzulande mehr verdiente als ein Universitätsprofessor.

«Von wegen Langlebigkeit», seufzte Buchmeister. «Von der Tang bis zur Qing-Dynastie sind alle chinesischen Kaiser jung gestorben, obwohl ihre Thronsessel und Sänften, ihre Spucknapfe und Nachtöpfe, ihre Seidenkappis und Pantoffeln mit Zeichen für Langlebigkeit bemalt oder bestickt waren.» – «Huang xi», rief Wuwei dazwischen, dem die Spirituose die Zunge gelockert hatten: «Das heißt Doppelglück auf Chinesisch!» Und er notierte ein Schriftzeichen auf einen Bierdeckel, das auf vielen als Hochzeitsgeschenk beliebten Teetassen, Schalen und Schüsseln abgebildet war und an in der Luft sich paarende Libellen erinnerte. – «Für mich bedeutet Doppelglück zwei Spiegeleier mit Speck zum Frühstück», sagte der Strukturalist aus Bielefeld. «Meinetwegen darf es auch Schinken statt Speck sein, aber bitte kein zehntausend Jahre altes Ei, das in China als Delikatesse gilt. Das hiesige Frühstück ist eine innerchinesische Angelegenheit, in die ich mich nicht einmische, denn die Bipolarität von Frühstück und Abendbrot ist im Reich der Mitte unbekannt.» «Und was verstehen *Sie* unter Doppelglück?» fragte Wuwei, zu Buchmeister gewandt. «Zwei Frauen im Bett», rief der Schriftsteller wie aus der Pistole geschossen. Genau genommen sei das dreifache Glück, meinte Wuwei. Der Rest des Gesprächs ging in Gelächter unter.

### 3

Am nächsten Morgen besichtigten wir die Paläste der Verbotenen Stadt und die von Elitesoldaten bewachte Mumie des Vorsitzenden

Mao, der wie Dornröschen unter einem Glassturz aufgebahrt lag und von Einbalsamierungsexperten doppelt einbalsamiert worden war, wie Wuwei hinter vorgehaltener Hand wisperte; sogar die Warze am Kinn des Großen Vorsitzenden hatte man liebevoll restauriert. Der tote Mao hatte die höchste Stufe des Nirwana erreicht und sah rosig aus wie ein neugeborener Säugling, dessen Penis erigiert ist, obwohl er noch mit keiner Frau geschlafen hat, und dessen Stimme nie heiser wird, obwohl er Tag und Nacht schreit, wie Lao Zi schreibt.

Vom Platz des Himmlischen Friedens fuhren wir zu den Ming-Gräbern außerhalb der Stadt und setzten unser vorübergehend unterbrochenes Gelage in einem Spezialitätenrestaurant für Peking-Enten am Fuß der Großen Mauer fort. «Sie können Entengerichte bestellen», verkündete Wuwei feierlich, aber es gibt auch Huhn- und Schweingerichte», worauf Buchmeister wissen wollte, ob hier straffällig gewordene Enten, Hühner und Schweine abgeurteilt würden, oder ob Enten, Hühner und Schweine über straffällig gewordene Menschen zu Gericht säßen? Als ein Tablett mit Moutai-Schnaps aufgetragen wurde, stahl ich mich hinaus, um meinen bedrohlich grummelnden Darm zu entleeren. Doch statt eines Wasserklosetts gab es nur eine Abflussrinne im Hof, an der Männlein und Weiblein mit Ballonmützen, wattierten Jacken und herabgelassenen Hosen wie Hühner auf der Stange hockten und sich angeregt unterhielten, wobei volkseigene Zigaretten von Hand zu Hand wanderten. Weil es keine Wasserspülung und kein Klopapier gab, verschob ich die Erledigung meines Geschäfts und kehrte zu dem Bankett zurück, wo Hella Jakobs den Trinkspruch ausbrachte: «Ich stehe auf dem Dach der Welt und sehe den Himmel nicht!»

Nach dem Essen – vielleicht war es auch vorher: das Tsingtao-Bier hatte mein Zeitgefühl durcheinandergebracht – besichtigten wir die chinesische Mauer, die zweitausend Jahre älter und zehntausend Li, also fünftausend Kilometer länger war als ihr Berliner Gegenstück – sie wurde zur Abwehr der nördlichen Barbaren vom Gelben Kaiser er-

baut – und sich im Zickzack, mit Windungen und Wendungen, durch Berge und Täler schlängelt, und weiter durch Wüsten und Steppen bis zum Gelben Meer. «À propos Steppe», brummte Buchmeister: «Erst jetzt bekomme ich ein Gefühl dafür, was eine Steppe ist, ein leerer Begriff, der sich mit Inhalt füllt wie mein Taschentuch, das bei jedem Schnäuzen der Nase schwarz wird vom Sand der Wüste Gobi, der wie mit Akupunkturnadeln die Haut bearbeitet und Jacke wie Hose durchdringt. Beim Verlassen der Verbotenen Stadt, als ich aus dem Tor der Irdischen Harmonie auf den Platz des Himmlischen Friedens trat, hätte mich der Sturm fast aus dem Mantel gepustet und mit dem Seidenschal stranguliert, eine passende Todesart für einen ausländischen Teufel wie mich, finden Sie nicht?»

Am Nachmittag setzten wir die Gespräche mit den chinesischen Freunden fort, diesmal nicht im Haus des Schriftstellerverbands, sondern im Kohle-Institut, das, anders als der Name versprach, ungeheizt war. Als Wärmequelle diente ein Samowar, und der Austausch mit unseren Gesprächspartnern, die zum Schutz gegen die Kälte Pelzmützen und Pulswärmer trugen, war nicht viel ergiebiger als beim letzten Mal.

«Mitte der siebziger Jahre fanden große Veränderungen in den Seelen statt», dolmetschte Wuwei. «Auch die Literatur hat sich grundlegend gewandelt. Die Leser von damals sind erwachsen geworden. Sie schreiben Briefe an Partei und Regierung und fordern sie auf, sich um Frauen in mittleren Jahren zu kümmern. Es geht um die Darstellung umfangreicher Lebensbereiche, die Untersuchung unterschiedlicher Ausdrucksweisen und die Wahrnehmung neuer Aufgaben im Bereich der Form.» Als Beispiel zitierte er den Roman *Schwere Flügel*, in dem Leiterinnen von Werkstätten, Direktorinnen und Frauen beim Friseur auftreten. «Vielleicht sind Steinway-Flügel gemeint», rief Buchmeister, doch der Dolmetscher ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. «Dieses Werk erfuhr eine große Erregung im Volke», setzte er hinzu. «Ye Shi-qi lebte von Küchenabfällen wie ein räudiger Hund. Als ihr Sohn sie zur Rede stellte, biss sie ihn hasserfüllt in die Hand.» – «Und wer ist